

## Ein Gespräch mit Anita Augustin über ihren Roman „Der Zwerg reinigt den Kittel“

*Almut Block ist alles andere als eine sympathische Zeitgenossin: eine grantelige Kettenraucherin, die noch dazu unter Mordverdacht steht. Warum haben Sie eine Protagonistin gewählt, mit der man sich nicht identifizieren mag?*



© Gerald von Foris

Erst einmal finde ich natürlich, dass Kettenrauchen sehr sympathisch ist (lacht). Aber es war mir in der Tat wichtig, dass das keine einfache Identifikationsfigur ist. Das war mir übrigens bei allen Figuren wichtig, weil ich dem Leser nicht die Möglichkeit geben wollte, mit irgendeiner Figur so ausdauernd, so innig zu sympathisieren, dass er sie bemitleiden kann. Es sind keine heroischen Figuren. Es geht ihnen ja auch dreckig, und dann passiert es sehr schnell, dass man eine betuliche Nähe zu ihnen aufbaut – »Die arme Frau« oder »Das ist ja schrecklich« – und Mitleid empfindet. Ich wollte das unbedingt vermeiden, weil ich Mitleid für etwas Abscheuliches halte.

*Für etwas Abscheuliches?*

Ja, weil es eine entwürdigende Geste ist. Respektlos. Meine Figuren verdienen kein Mitleid, sie verdienen etwas Besseres, zum Beispiel Empathie. Oder Antipathie.

*Es gibt einen Satz, in dem Text, der wirkt fast wie eine Überschrift, ein Motto: »Das Alter ist nicht unbedingt reich an neuen Erfahrungen, das Altenheim schon«. Als literarischer Schauplatz ist es gleichwohl noch wenig entdeckt. Was hat Sie daran gereizt?*

Der Gettocharakter. Man kann untersuchen, wie sich Menschen in einem abgeschlossenen Bereich zueinander verhalten. Ähnlich wie in Gefängnissen, Irrenanstalten oder Internaten – das sind alles abgeschlossene Orte.

*Und warum haben Sie sich ausgerechnet für ein Altenheim entschieden?*

Weil alte Leute uninteressant sind. Weil sich niemand für sie interessiert, solange sie nicht unangenehm auffallen. Altsein ist in einer zwangsjuvenilen Gesellschaft gegen die Norm, aber im Unterschied zu vielen anderen Abweichungen von der Norm, die wir hip oder cool finden, sind alte Leute nur ein blinder Fleck. Sagt ja keiner: Wow, alt, wie cool!

*Im Roman sind die Alten hauptsächlich ein Kostenfaktor, die Ethik bleibt da auf der Strecke. Ist es auch die moralische Dimension dieser demütigenden Situation, die Sie interessiert hat?*

Ja. Aber ich hoffe, dass mein Buch nicht moralinsauer ist. Es gibt keine moralische oder moralisierende These, und mein Roman ist keine »moralische Anstalt«.

*Spricht da die Dramaturgin?*

(Lacht) Ja, ja, aber das interessiert mich auch am Theater nicht. Das Theater als »moralische Anstalt« ist ja eine Erfindung des Achtzehnten Jahrhunderts, und dort gehört es auch hin, nicht ins Einundzwanzigste.

Mein Roman beinhaltet keine These, er ist ein Kommentar zu bestimmten Zuständen, die ihrem Wesen nach würdelos sind. Es ist mir wichtig gewesen – anknüpfend an die fehlende Identifikationsfigur –, dass alle Figuren in dem Roman Demütigungen unterworfen sind, also nicht nur die Alten im Heim, sondern auch das Pflegepersonal. Es gibt keine eindeutigen bad guys und good guys, fast alle sind sehr sportlich unterwegs, wenn es darum geht, andere fertig zu machen.

*Haben Sie dafür »Feldstudien« betrieben? Sprich: waren Sie selbst im Altenheim?*

Romane sind Fiktionen, und für eine solide Fiktion braucht es die sogenannte Realität nicht. Wenn die Fiktion in einem bestimmten Zusammenhang mit der sogenannten Realität steht, was in meinem Roman der Fall ist, dann muss man diese Realität nicht selbst erlebt haben, um davon erzählen zu können. Das ist eine Frage der Phantasie. Schauspieler zum Beispiel – da spricht noch einmal die Dramaturgin – können Affekte zum Ausdruck bringen, die sie selbst noch nie erlebt haben. Also: Für diese Geschichte war ich genau zweimal im Altenheim, und zwar bei sogenannten »Tagen der offenen Tür«, um einen Eindruck von der Atmosphäre zu bekommen. Alles andere war trockene Recherche – und Phantasie.

*Was haben Sie da für einen Eindruck gehabt? Fanden Sie das Leben dort würdelos?*

Das kann ich nicht beurteilen. Diese Tage der offenen Tür sind ja Fassadenveranstaltungen. Aber es ist klar, dass eine Umgebung, in der sich grundsätzlich nur alte Leute aufhalten, die alle pflegebedürftig sind und mehr oder weniger nah am Tod entlang schrammen – dass so eine Umgebung per se etwas Würdeloses hat. Was soll auch würdevoll sein an einem geriatrischen Getto, aus dem die Leute nie mehr rauskommen? Das ist dann auch der Unterschied zum Internat oder zum Knast: Die Insassen kommen ja wieder raus. Ein alter Mensch wird nie wieder jung und in der Regel nie wieder ganz gesund. Man könnte sagen, dass der natürlich biologische Verlauf etwas Würdeloses hat, vor allem in seinem Endstadium. Der Tod ist eine peinliche und demütigende Veranstaltung, weil man nichts dagegen unternehmen kann.

*Im Roman diskutieren Sie eine makabre Alternative: Da gibt es einen desorientierten Altenheiminsassen, aber durchaus ernstzunehmenden Wissenschaftler, der über den »Gerontozid als Lösungsmodell für die ökonomischen Probleme einer radikal alternden Gesellschaft« arbeitet. Dabei geht es um Todesarten bei indigenen Völkern: das Reitervolk, das seine alten Männer schlachtet und aufisst; die Indianer, die ihre alten Angehörigen strangulieren oder die Eskimos, die ihre Senioren im Iglu einmauern. Haben Sie die recherchiert, gibt es die?*

(Lacht) Ja, die Recherche war sehr unterhaltsam. Knud Rasmussen zum Beispiel, den ich wörtlich zitiere, der ist ja bekannt, ein berühmter Ethnologe. Andere Forscher habe ich

namentlich erfunden, die Zitate sind aber teilweise echt. Ich habe ein paar Bücher zu dem Thema gelesen, das Wichtigste war eine ethnologische Anthologie aus dem 19. Jahrhundert zum Gerontozid bei den »Wilden«.

*Im Zusammenhang mit Ihrer Geschichte wirkt das sehr aktuell. Es gibt ein Indiz, dass die Geschichte in der Zukunft spielt: Der »ZIVI Nummer 5« ist Jahrgang 2016. Wann spielt denn die Geschichte?*

Wenn man genau nachrechnet im Jahr 2023, aber das ist nicht so wichtig. Wichtig ist die Nähe zum Hier und Jetzt. Genauer gesagt: Was aus dem Hier und Jetzt in naher Zukunft werden wird. Mein Roman ist kein Science Fiction-Roman. Ich habe mich zum Beispiel nicht darum gekümmert, was es in zirka zehn Jahren an technischen Neuerungen geben könnte. Er ist eher eine Art Social Fiction. Ausgehend von der aktuellen demographischen Lage der Nation, also der sogenannten Überalterung, kann man sich ja mal Gedanken darüber machen, was der Regierung in zehn Jahren so einfallen wird, damit uns die Millionen von Rentnern und pflegebedürftigen Greisen nicht die letzten Haare vom Kopf fressen.

*Was bedeutet der rätselhaft klingende Titel »Der Zwerg reinigt den Kittel«?*

Er ist ein Rätsel, die Lösung steht im Buch. Übrigens ziemlich weit hinten. Das ist ein guter Trick, um die Leser bei der Stange zu halten. (Lacht)

*In welcher literarischen Tradition sehen Sie sich selbst?*

Ich bin keine Literatin in dem Sinne, dass ich die Sprache auf innovative Weise gebrauche, mit ihr experimentiere und dadurch in den Vordergrund stelle. Ich versuche immer, die Sprache hinter die Geschichte treten zu lassen. Das ist natürlich in gewisser Weise ein Paradox, weil ja alles nur Sprache ist, aber Sprache im Auftrag der Geschichte. Zugleich ist mir der Rhythmus ganz wichtig, Schreiben hat viel mit Schlagzeug zu tun. Ich opfere die Semantik oft für einen besseren Rhythmus, das heißt, ich streiche lieber ein Adjektiv, bevor der Text rhythmisch leidet. Der richtige Rhythmus macht oft mehr Sinn als das richtige Wort. Meine literarischen Vorbilder sehe ich am Ehesten in der US-amerikanischen Erzähltradition. Ich bin ein großer Fan von T. C. Boyle; ich mag David Foster Wallace sehr gerne, obwohl der natürlich ein extremer Literat war, auch gnadenlos in der Art und Weise, wie sperrig das manchmal daherkommt. Und ich bin ein großer Verehrer von Chuck Palahniuk, das ist einfach einer der Besten.

*Warum haben Sie sich für diese schwarz-humorige, ja, beinahe sarkastische Schreibweise entschieden? Man lacht ja viel bei der Lektüre, auch wenn einem das Lachen manchmal im Halse stecken bleibt.*

Da kann ich nur sagen: Gott helfe mir, ich kann nicht anders. Dass all diese Bitternis, dieses Elend letztendlich als Komödie daherkommt, ist mir nicht nur wichtig, ich könnte auch gar nicht anders. Ich habe da keine Alternative zu mir selbst. Aus meiner Perspektive gibt es keine humorfreien Zonen, und die humorvollsten Zonen sind zugleich die schwärzesten. Ein

wirklich guter Witz geht immer auf Kosten von irgendjemandem oder irgendetwas. Ein wirklich guter Witz ist immer gemein.

*Sie haben promoviert, haben bisher zwei Erzählungen veröffentlicht und schreiben auch Texte fürs Theater: Gibt es dabei ein Thema, das Sie durchgängig umtreibt oder beschäftigt?*

Ja, es gibt so etwas wie einen roten Faden. Ich hab meine Dissertation zum Thema Französische Revolution und frühe Kulturindustrie geschrieben, der Titel lautete »Gehorsam und Vergnügen«. In der Dissertation ging es im Grunde um diese Frage: Wie kommt es, dass Menschen freiwillig gehorchen; dass sie sich in einer – zum Beispiel politischen – Situation gar nicht unter Druck fügen, sondern freiwillig. Das ist ein großes Thema in den Geisteswissenschaften seit der Postmoderne: Dass sich Macht in liberalen Gesellschaften auf ganz subtile Weise äußert. Stark vereinfacht gesagt: Dass der Bürger sich selbst diszipliniert, und eine wie auch immer geartete äußere Macht nur noch darauf achten muss, dass diese internen Disziplinierungsmechanismen funktionieren. Das sogenannte autonome Subjekt ist sich selbst der beste Despot, und dieser innere Despotismus führt dazu, dass es sich Menschen noch im größten »systemischen« Elend bequem machen.

*... und das bedeutet für den Roman?*

Ich habe ja genau nicht geschrieben, dass vier alte Frauen gegen «das System» aufbegehren. Sondern sie sagen: Wir fügen uns dem System und ficken das System zugleich. Das hat eben nichts mit revolutionärer Romantik zu tun, im Gegenteil. Sie akzeptieren das, was sie an gesellschaftlichen Optionen für ihre Existenz vorfinden, und die kleine Sabotage, die sie unternehmen, ändert an den Verhältnissen rein gar nichts. Die Sabotage dient nur dazu, die Verhältnisse ein wenig angenehmer zu machen. Und damit auch stabiler.

Wenn es so etwas wie ein Grundthema gibt, das mich seit Jahren beschäftigt, ist es das: der Autonomieverlust, und wie Menschen es sich in ihrem Elend – denn Autonomieverlust ist Elend – bequem machen. Dieser Mechanismus, der uns Menschen ja offenbar zutiefst zu eigen ist, ich nehme mich da nicht aus, diese Bequemlichkeit, dieses stumpfe Wohlbefinden – also wenn es etwas gibt, das mich nicht loslässt, dann ist es das. Ich glaube, daraus entsteht viel Unglück: aus diesem Willen, sich in der Scheiße wohlfühlen.